



Physische Beschaffenheit der Zulus

Aber nicht nur in den Beichtstuhl kommt das Kind auf dem Rücken der Mutter, sondern auch an die Kommunionbank (bei uns nicht ganz richtig, da wir keine Kommunionbank haben, sondern die hl. Kommunion an den Stufen, die zum Presbyterium führen, ausgeteilt wird, wobei sich die Kommunikanten einen Kommunionteller vorhalten.) Bei dieser Gelegenheit sind die Kleinen auf dem Rücken ihrer Mütter oft sehr interessant zu beobachten. Manche schauen ganz neugierig zu, so daß sie dem Priester folgen, bevor er zur Mutter kommt, gucken sie auf der rechten Seite so weit als möglich vor und wenn er an der Mutter vorbei ist genau so auf der linken Seite und manchmal machen sie dabei eine solch' unschuldige Miene, verbunden mit einer Gebärde, die man als Bitte deuten könnte, so daß man oft versucht wird, auch in den kleinen, unschuldigen Kindermund den demütigen göttlichen Kinderfreund in der Hostie zu legen. Gefährlich sieht die Sache aber aus, wenn der kleine Reitersmann mit einem Maiskolben bewaffnet ist und mit dieser Waffe allerhand Übungen ausführt, so daß man fürchten könnte, das Stück Maiskolben fliegt einem in's Gesicht, doch die ausgezeichnete Befähigung des Maiskolbens, das schwarze Mäglein auf die angenehmste Weise zu füllen, beseitigt jede derartige Gefahr. Viele aber scheinen der Meinung zu sein, die hl. Kommunion ihrer Mutter mit lautem Schreien begleiten zu müssen. Einmal ist es mir geglückt, durch einen einzigen finsternen Blick den kleinen Sänger sofort zur Einstellung seiner Übungen zu bewegen.

Wundert es uns also noch, wenn wir hören, daß die Wilden ausgezeichnete Reiter sind? Sie gehen ja schon sehr früh in die Lehre und üben sich schon vom ersten Tage ihrer Geburt an im festen Sitz auf dem Rücken ihrer Mutter, selbst unter den schwierigsten Umständen, wie bei der Arbeit der schwarzen Mama und der kleine schwarze Reiter fühlt sich ganz wohl dabei.

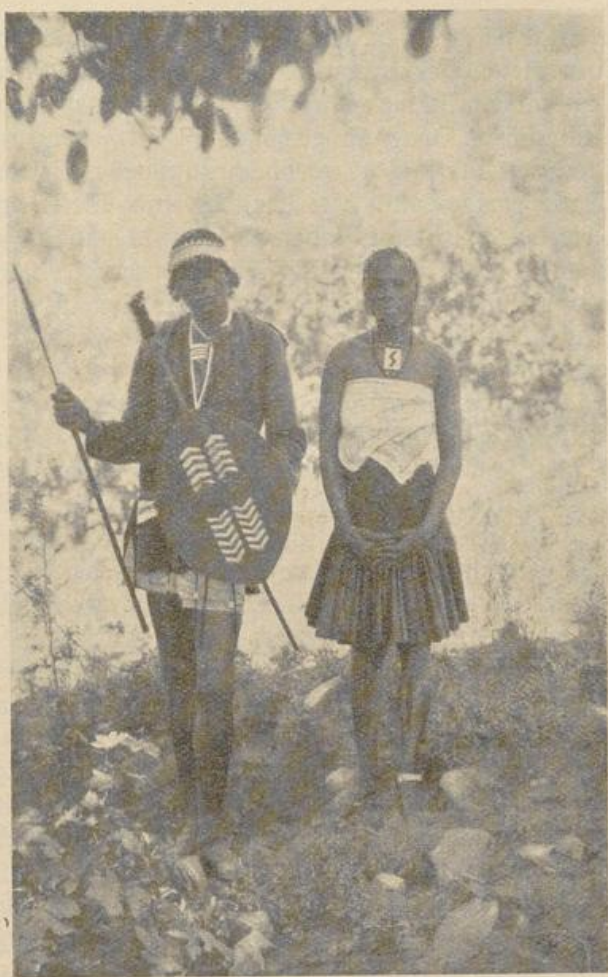
Physische Beschaffenheit der Zulus

Von Fr. Schwemmer, R. M. M.

Als die Heimat der Zulus darf der Landstrich angesehen werden, der zwischen dem 27° und 31° südlicher Breite an der Ostküste Südafrikas sich hinzieht. Es ist ein Land, das nahezu 240 englische Meilen lang ist, der Küste entlang läuft und im Durchschnitt 200 Meilen ins Inland sich erstreckt. Das Land hat subtropischen Charakter. Der Küstenstreifen in einer Breite von 60 bis 70 Meilen ist ausnehmend warm. Es gibt da nur einige kalte Regentage und ab und zu auch kalte Nächte, die aber für die Beurteilung des Gesamtklimas nicht in die Waagschale fallen.

Die Zulus gehören zur Völkerfamilie der „Bantus“. Der Körperbau der Zulus ist wohlgestaltet. Alles zeugt von Ebenmaß; da gibt es nichts Krummes, nichts Schiefes, nichts Ausgewachsenes, keinen schlep-penden Gang, selten einen entstellenden Schmerbauch, keinen dicken Hals, keine Plattfüße, keine eingedrückte Brust, keine Zahnlücken, selten Kahlköpfe.

Die Haut ist von der Fußsohle bis zum Scheitel fein und glatt, besonders wenn sie mit Fett eingerieben ist. Die Zähne stehen wie eine elfenbeinerne Mauer hinter den Lippen. Der Zulu ist ein wahres Muster eines harmonischen Körperbaues. Auch die Frauen und Mädchen sind nicht schwächlich und klein, sondern wohlgestaltet und stark



Moderne Jugend des dunklen Erdteiles auf dem Brautgang

von Natur. Man kann schwarze Weiber sehen mit denen sich keine schwäbische Bauersfrau messen kann was Stärke und Körperfülle angeht. Der Schwarze fühlt aber auch seine physische Überlegenheit dem Europäer gegenüber und mit einem gewissen Stolz schaut er auf die schwächtigen Kulturmenschen herab. Damit soll aber natürlich nicht gesagt sein, daß alle schwarzen Männer und Frauen Hühnengestalten seien. Durchgängig sind sie aber doch über Mittelgröße, kräftig, gesund und ansehnlich.

Der Schädelumfang ist groß, die Stirne hoch, die Lippen gutmütig aufgeworfen, das Auge offen, lebhaft und vertrauensvoll, besonders bei den Kindern geradezu gewinnend. Man findet sehr intelligente Köpfe und Physiognomien.

Man kann allgemein hören, daß bei den Schwarzen der Gesicht- und Gehörsinn viel besser entwickelt sei als bei den Europäern. Doch im Grunde genommen ist dem nicht so. Der Schwarze kann nur das besser sehen und hören, was er gewohnt ist zu sehen und zu hören. Er hat eine stark entwickelte Naturbeobachtungsgabe. Er kann z. B. aus gebrochenen Baumzweigen und aus der Art und Weise, wie das Gras am Boden zertreten ist, herausfinden, wer und was da gegangen ist, ein Mensch oder ein Tier, ja selbst die Richtung weiß er herauszufinden, in welcher das Wesen gegangen ist. Der Europäer ist in dieser Kunst nicht geschult und deshalb steht er in dieser Beziehung dem primitiven Naturmenschen nach.

Bekanntlich geht von den Schwarzen ein eigenartiger penetranter Geruch aus. Wahrscheinlich ist der Grund dieses Geruches in der Ausdünstung des schwarzen Hautpigmentes zu suchen. Doch ist der Geruch nach den einzelnen Individuen sehr verschieden. Bei Kindern, welche jahrelang in den Schulen sich befinden und somit an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt werden, verliert sich dieser Geruch ziemlich. Um so auffälliger tritt er uns bei alten Leuten entgegen. Am Sonntag, wenn viele Schwarze aus den Kraalen in der Kirche sind, merkt man schon, wer da ist. Für Weiße scheint es manchmal unmöglich zu sein, sich in der Nähe von solchen Schwarzen aufzuhalten. Besonders das zarte Geschlecht ist da sehr empfindlich. Oft und oft kommt es vor, daß so eine „lady“ während des Gottesdienstes ohnmächtig wird, besonders, wenn die Lüftungsmöglichkeiten sehr schlechte sind. Im allgemeinen aber kann man sich an diesen gewiß nicht angenehmen Geruch gewöhnen, so daß man nichts mehr merkt.

Der Schwarze hat, wie oben gezeigt wurde, eine kräftige, gesunde Natur und man könnte demnach glauben, daß er sehr viel an Arbeit leisten würde. Aber im Grunde genommen ist dem nicht so, am allerwenigsten bei den Heiden. Es hat das seinen Grund wohl darin, weil es nach Auffassung des Schwarzen einfach nicht notwendig ist, sich übermäßig mit Arbeit zu belasten. Der Weiße mit seinen unzähligen Bedürfnissen und seiner grenzenlosen Geldgier hat darum noch lange nicht das Recht, den Schwarzen träge zu schelten und die Schwarzen als Volk genommen für faul zu halten. Wir müssen hier die Umstände in Betracht ziehen, die den Schwarzen dazu führten und führen, der Arbeit möglichst aus dem Wege zu gehen. Wir müssen hier vor allem auf die Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse unser Augenmerk richten und dann können wir einigermaßen ein Urteil über den Vorwurf des Faulseins und in wie weit er berechtigt ist, fällen.

Der Küstenstreifen ist so warm, daß dicke Bedeckung weder bei Tag noch bei Nacht notwendig ist. Ferner bieten die grasbedeckten Hütten gegen etwaige kalte Regentage und Nächte genügend Schutz. Zudem unterhält der Schwarze die ganze Nacht hindurch und auch bei Tag

in der Mitte der Hütte ein kleines Feuer, wozu er bei Holzmangel getrockneten Ruhmst als Brennmaterial benützt.

Die Weiber müssen für die Kost sorgen und so hat der Mann einen Großteil des Jahres nichts zu tun. Die Weiber müssen das Gras zum Decken der Hütte schneiden und herbeibringen, sie müssen das Wasser herbeischleppen, das notwendige Brennmaterial besorgen, das Feld anbauen, jäten und die Früchte einern, dreschen, das Getreide mahlen, kochen, das Bier brauen, und dazu noch die Kinder warten. Jeder Heide wird sich soviel Weiber nehmen, als es seine Vermögenslage gestattet und daher braucht ein solcher Mann äußerst wenig zu arbeiten. Die Bedürfnisse sind auch nicht zu hoch gespannt. Das tägliche Essen, eine Jacke oder ein alter Militärmantel, eine Decke, etwas Schnupf- und Rauchtobak, wenn es hochgeht ein Topf Bier, und der Schwarze fühlt sich glücklich, wenn er zudem noch neben einem lustigen Feuerlein oder in der warmen Sonne sitzen kann.

Im allgemeinen ist der Schwarze nicht fähig ohne weiteres andauernd schwere Arbeit zu verrichten, sei es körperliche oder geistige Arbeit. Viele Europäer hierzulande behaupten sogar, daß der Schwarze hoffnungslos träge sei. Aber bei näherer Betrachtung und Überlegung ist das einfach Unwahrheit und Verleumdung. Werfen wir nur einen Blick in die großen Schiffshallen der Hafenstädte, wo Hunderte von Schwarzen arbeiten. Sie rennen mit ihren Karren im Galopp hin und her, oft mit außerordentlichen Lasten. Das kann ihnen ein Europäer nicht so schnell nachmachen. Der Wert der Arbeit muß den Leuten nur zum Bewußtsein gebracht werden und dann ist schon viel gewonnen; der Bogen darf auch nicht zu straff gespannt werden. Die Arbeit geht auch ganz vorzüglich vonstatten, wenn es den Schwarzen gestattet ist, dabei zu singen. Zudem muß man bedenken, daß der Schwarze nie Zeit zu verlieren hat.

In alter Zeit verrichteten die Männer einen guten Teil der Feldarbeit. Erst König Tschaka bestimmte, daß es ausschließlich Sache der Männer sei, zu jagen und dem Kriegshandwerk zu obliegen. Heute, da die Lebensbedürfnisse der Schwarzen schon ziemlich gestiegen sind, sieht man viele Männer auf dem Feld und bei den Weißen arbeiten. Der bessernde Einfluß des Christentums macht sich allenthalben bemerkbar. Es ist nun Aufgabe des Christentums, den Schwarzen eine richtige Wertung der Arbeit beizubringen. Die Missionare müssen sich bestreben, den Schwarzen den Wert der Arbeit beizubringen, indem sie selbst arbeiten und so die Schwarzen zu tüchtigen und vollwertigen Handwerkern heranbilden. Wenn der Schwarze sieht, daß der Weiße ihn schützt und nicht verachtet, wenn er sieht, daß er auch so viel leisten kann wie der Weiße, dann kommt ihm auch die Liebe zur Arbeit. Aber erst dann und nur dann nimmt er auch vom Weißen wahres Christentum und wahre Kultur an. Hat der Schwarze praktisch gesehen und

gelernt, was er mit seinen Kräften bewerkstelligen kann, dann bekommt er auch Mut und Lust, nicht bloß wie bisher sein Denken auf Ochsen und Weiber, sondern auch auf gesicherten Besitz und angenehme Häuslichkeit zu richten.

1890 gab es in der südafrikanischen Union $2\frac{1}{2}$ Millionen Schwarze; 1900 3 Millionen; 1910 4 Millionen; 1920 $4\frac{1}{2}$ Millionen; 1930 gibt es 5 Millionen Schwarze. Die Schwarzen machen $\frac{3}{4}$ der Bevölkerung aus und haben $\frac{1}{15}$ vom Land; die Weißen machen $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung aus und haben $\frac{14}{15}$ vom Land.

Von den jetzt lebenden 5 Millionen Schwarzen der südafrikanischen Union leben ungefähr $2\frac{1}{2}$ Millionen in sog. „locations“, das heißt in für Schwarze reservierten Gebieten. Etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen leben auf den Farmen der Weißen und können von diesen zu jeder Zeit weggejagt werden. 1 Million wohnt in den Städten. Deren Los ist das traurigste.

Weder das „location“-Land, noch das Land, das die Schwarzen auf den Farmen der Weißen bebauen dürfen, ist ihnen absolut sicher. Dann ist noch lange nicht alles Land in den „locations“ bebaubar oder bewohnbar, trotz der geringen Ansprüche, die der Schwarze an das Land stellt. Ferner sagt sich der Schwarze: „Wenn ich das Land bebaue und fruchtbar mache, dann kommt sogleich der Weiße und nimmt mir auch noch das kleine Stück steinigen Boden, das mir noch geblieben. Deshalb will ich lieber den Boden lassen wie er ist und ich brauche nicht zu arbeiten.“

Vor einigen Jahren passierte in Mariatal ein Vorfall, der so recht die Stimmung der Schwarzen kennzeichnet. Hochw. P. Bernhard Huß hielt den schwarzen Männern einen Vortrag über Landwirtschaft. Am Ende des Vortrages stand ein alter Mann auf, nahm einen Stein in die Hand, stellte sich vor P. Bernhard hin und sagte: „Baba, schau her, das ist das Land, (er zeigte den Stein) das uns die Weißen gelassen haben. Wir glauben ganz gut, daß Du uns lehren kannst, auf diesen Stein Mais zu pflanzen. Aber sieh, das hat keinen Zweck. Wenn der Weiße nun sieht, daß wir auf diesen Steinen Mais pflanzen können, dann kommt er und nimmt uns auch noch diesen Stein weg.“

Also, woran fehlt es, wenn der Schwarze nicht arbeiten will? Doch wohl nicht allein an ihm. Den Weißen trifft wohl auch viele Schuld. Hat der Schwarze Land, von dem er sicher ist, daß es ihm und nur ihm gehört, dann wird er auch ganz anders arbeiten. Man kann doch nicht verlangen, daß der Schwarze sich im Dienst des Weißen abradert. Doch die Mehrzahl der Weißen sieht das einfach nicht ein. Erfreulicherweise fehlt es wenigstens nicht an vereinzelt Stimmen, welche die Bedürfnisse der Schwarzen anerkennen.

Alles, was der Schwarze will, ist: Genügend Land; brauchbares Land; gesichertes Land! Die Zukunft wird lehren, inwieweit Südafrika dieser Forderung seiner Bewohnerzahl entgegenkommt.